(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 178 Dienstag, den 2. August 1898

Bilder aus dem Leben des Fürsten Bismarck.

Von Robert Berndt. (Nachdruck verboten.)

I. Jugend und Werden.

1. Daheim.

Daheim! Es ist, als ob Junker Otto sich an diesen Gedanken gar nicht ersättigen könnte. Immer wieder durcheilt er das Haus, den Garten, die Felder, die Ställe, immer wieder sucht er die Stätten seiner Spiele, die Gefährten seiner Kindertage auf. Daheim! Hier allein ist ganz er selbst! Hier allein in seinem Elemente. Gewiß! Er hat es ja recht gut in Berlin bei seinem freundlichen Direktor Bonnell, und die vielbändige Weltgeschichte in des Direktors Arbeitszimmer bildet sogar eine ernste Anziehung für ihn. Aber er ist nun einmal kein Stadtmensch, all' die Prachtbauten der Hauptstadt sind ihm wenig neben dem schlichten Fachwerkbau des Kniephofer Herrenhauses; die Spree weckt in ihm nur wehmüthige Erinnerungen an die heimathlichen Fluthen der Zampel, und zuweilen ergreift den Jungen ein solches Heimweh, daß ihm die Thränen in's Auge steigen, wenn er einmal bei der großen Stadt eine Pflugschar gehen sieht.

So und ist bleibt das Schönste an dem Berliner Aufenthalt immer der Abend, wenn er die Schnellpost besteigt, um die Nacht hindurch nach Stettin zu fahren. Dort findet er dann den ersten Gruß der Heimath: Kniephofer Pferde, die er jubelnd als alte Bekannte begrüßt. Und nun wird die Gegend bekannter und bekannter. Gollnow, wo er übernachtet, ist seines Vaters Geburtsstadt und seines Urgroßvaters Garnison. Hier ist auch schon Naugard; mit jeder Viertelstunde werden Wiesen und Büsche vertrauter, und endlich liegt das alte Herrenhaus vor ihm, und Junker Otto springt jubelnd den Eltern entgegen.

Sie halten ihn in den Armen, der joviale, kräftige Vater und die feine ästhetische Mutter, und freuen sich des blühenden Sohnes. Wohl können sie sich seiner freuen. Gesund an Leib und Seele blickt er aus blanken Augen fröhlich in die Welt, ein liebenswürdiger Junge, der aber doch schon zeitig ein Gefühl für seine Würde und einen starken Willen bekundet. Die Mutter möchte gern einen Diplomaten aus ihm machen. Ob das wohl sein eigenes Ideal ist? Ob ihn sein Herz nicht eigentlich zum Landleben zieht? Man sollte es glauben, wenn man die jubelnde Freude sieht mit der Junker Otto das heimathliche Kniephof genießt.

Jetzt liegt er am Karpfenteich, sieht den spielenden Fischen zu und vergißt sich dabei wohl auch so sehr, daß er sich plötzlich im Wasser wiederfindet. Jetzt liegt er auf dem Rücken im Walde und blickt traumverloren durch die schwankenden Gipfel der Bäume in den blauen Himmel hinein. Jetzt badet er in jauchzendem Wohlgefühle in dem frischen Wasser der Zampel. Nicht zu vergessen die Ställe! Für das Thier hat er von Kind auf eine große Liebe gezeigt; Hund und Pferd haben es von je besonders gut bei ihm gehabt, und so ist stets einer seiner ersten Gänge der zu diesen alten Spielgefährten.

Und doch ist es nicht die Natur allein, die ihn auf Kniephof anzieht. Zuweilen sitzt das kleine Bürschchen in der Bibliothek zwischen den riesigen Eichenregalen, einen alten Schmöker auf den Knieen und liest und liest darin mit heißen Wangen, daß er die Mittagsstunde ganz vergißt, und die Eltern in heller Sorge nach ihm suchen. Haben sie ihn dann gefunden, dann freut sich die Mutter heimlich des leseeifrigen Sohnes und sieht ihn im Geiste schon als Gesandten und Minister. Vor Junker Otto's geistigem Auge aber wallen und wogen Bilder aus Deutschlands großer und schwerer Vergangenheit, Bilder von Heldengröße und Ruhmesthaten mit all' den Empfindungen und Erinnerungen, die er aus dem heimathlichen Boden eingesaugt, zu einer leidenschaftlichen tiefen, hingebungsvollen Liebe zum Vaterlande.

2. Achilleus.

Wenn die Mutter ihn sähe! Sie denkt, er sitzt zu Füßen des großen Juristen Hugo, schreibt eifrig seine Worte nach und füllt sich mit juristischer Weisheit bis zum Rande. Er aber denkt, der berühmte Hugo habe gewiß so viel Zuhörer, daß er nicht auch noch hinzugehen brauchte, läßt Kolleg Kolleg sein und sitzt hier zu Haus in seiner Göttinger „Bude" im großgeblümten Schlafrock, die mächtige Pfeife im Munde, die Riesendogge neben sich, und liest, von dichten Rauchwolken schier verhüllt.

Es ist alles groß an diesem jungen Studenten, Pfeife, Dogge, Tabaksqualm — und er selbst. Richtiges Gardemaß, und die Studenten folgen darum einem ganz natürlichen Gefühl, als sie den mecklenburgischen Kommilitonen „Achilleus" tauften. Freilich verdankt er diesen Namen wohl auch der guten Klinge, die er schlägt — 27 Mensuren ficht er in Göttingen siegreich aus — und dem Selbstbewußtsein, mit dem er sich in allen Lebenslagen benimmt. Wie der junge Fuchs in den ersten Tagen seines Göttinger Aufenthaltes vier Hannoveraner „ankontrahirte", wie er dem Universitätsrichter mit dem Tintenfaß vordemonstriren wollte, auf welche Weise er eine Flasche aus dem Fenster geworfen habe, wie er bei den Kommilitonen in Jena Besuche machte, vom ehrsamen Rektor und Senate ausgewiesen wurde und in feierlichem Trauerzuge aus dem Städchen hinausfuhr, — das und so mancher andere Streich hat sich bei den Musesöhnen schnell herumgesprochen, und stolz nennen ihn seine Kouleunbrüder von der „Hannovera" ihren „Achilleus".

Ja, er ist der Korpsstudent, wie er im Buche steht. Schneidig und elegant, tadellos in der Gesellschaft, ein flotter Tänzer, ein vorzüglicher Fechter — so steht er seinen Mann. Freilich — die Kollegien! Aber so ganz unthätig ist der junge Bismarck doch nicht; nur daß er sich seine Belehrung auf eigenem Wege sucht, nicht von Professoren darreichen läßt. Stunden und Stunden lang sitzt er rauchend daheim und liest; die Lesewuth hat ihn aus seiner Schulzeit auch in das Studententhum begleitet. Eine Fülle der mannigfachsten Kenntnisse und Anregungen sammelt sich bei ihm an, und schon beginnen sich bestimmtere Ansichten bei ihm zu bilden.

In der Korpskneipe der „Hannovera" trifft er einmal einen Engländer und geräht in ein politisches Gespräch mit ihm. Der Engländer denkt skeptisch über Deutschlands Zukunft und meint, es würde nie einig werden. Aber „es wird einig werden", behauptet mit Feuer und Nachdruck der pommersche Junker. Und im Feuer des Weins und der Unterhaltung wird eine Wette abgeschlossen; in 20 Jahren, so wettet der Deutsche, wird Deutschland einig sein. Die 20 Flaschen Sekt, die den Preis der Wette bildeten, wurden nie getrunken, und Deutschland war nach 20 Jahren nicht einig. Als die bedungene Frist vorüber war, war Bismarck eben in Frankfurt a. M. und senkte die allerersten Fundamente ein für das Gebäude der Einigung Deutschlands. . . . .

Die Mutter soll sehr erstaunt, ja erschrocken gewesen sein, als sie den aus Göttingen zurückgekehrten Sohn mit seinen burschikosen Manieren und seiner rauchigen Tabakspfeife sah. Das paßte wenig zu ihrem Ideale des künftigen Staatsmannes. Und freilich — der Gärungsprozeß war bei dieser kräftigen Natur ein ungewöhnlich starker. Wildes und Mildes, Reines und Trübes, Gesundes und Krankes — es kochte und wogte bei dem jungen Bismarck durcheinander. Vorüber war die Unschuld der Knabenzeit: der Mann muß mit sich selbst um sich ringen.

* * *

3. Der tolle Bismarck.

Die Nebel eines grauen Herbstmorgens brauen um Kniephof. Unruhig und erregt eilt im Herrenhause die Dienerschaft durcheinander. „Noch nicht zu Hause! Die ganze Nacht war er wieder fort!" Und die treuen alten Diener des Hauses schütteln besorgt ihre Köpfe: was sollte aus dem einst so fröhlichen Junker Otto werden?

Die ganze Nachbarschaft schüttelte mit ihnen die Köpfe. Furchtbares erzählt sie sich von dem Kniphofer Hause. Wilde Gelage wurden dort gefeiert, in den Zimmern selbst knallten Pistolenschüsse, und im Keller habe man ein Rasseln und Dröhnen gehört: es sei keine Frage, daß der alte Ahne Bismarck, der Held von Czaslau, der Erbauer des Hauses, empört über seinen Nachkommen dort spuke.

Bismarck weiß, daß sie so reden, weiß, daß sie sich über ihn entsetzen, weiß, daß in ihren Phantasien ein Stück Wahrheit liegt, und — lebt weiter, wie er gelebt hat. Er kann sich um die Leute nicht kümmern, er hat zu viel mit sich zu thun. Wie er jetzt an diesem Herbstmorgen auf seinem ermüdeten „Kaleb" endlich heimkehrt, steht es auf seinem Gesichte geschrieben, daß er eine wilde Nacht hinter sich hat. Eine wilde Nacht beim Zechgelage der Kameraden vom Regimente und dann beim scharfen, nächtlichen Ritt, der ihn stundenlang durch Wald und Heide führte. Ja, es ist wahr, er führt ein tolles Leben; und doch deckt es nur die schweren inneren Kämpfe, die in ihm toben.

Eine tiefe Melancholie ist über ihn gekommen. Ist es eine Nachwirkung der lustigen aber zügellosen Aachener Zeit? Ist es der Katzenjammer von den wenigen Jahren, die er dem juristischen Dienste gewidmet hat, und die doch genügt haben, um ihn die Schalheit des bureaukratischen Lebens gründlich kennen zu lehren? Oder vor allem: ist es das Gähren der überschüssigen, noch unverwandten Kraft? Er ringt schwer mit sich, er springt von Einem zum Anderen. Jetzt ist er auf dem Rücken des Rosses, jetzt sitzt er tief versenkt über Spinozas Philosophie; bald heißt es, daß Kniephof eine Herrin zu erwarten habe, bald werden die Koffer gepackt, und man munkelt, Bismarck wolle nach Indien gehen. Mit landwirthschaftlichen Sorgen, mit wilden Vergnügungen ausgefüllt ist sein Leben doch leer; er sehnt sich nach innerem Frieden, nach erlösender Arbeit, nach dem Glücke des häuslichen Herdes.

Mehr als einmal wandelt die hohe Gestalt, nur von seinem getreuen Hunde begleitet, rastlos zwischen den alten Bäumen hin und nieder, in tiefes Brüten und Sinnen verloren. Mehr als einmal verliert er auf seinem Kaleb über seinen Gedanken den Weg, und es geschieht wohl daß ein Baumstamm ihn plötzlich höchst unsanft aus dem Sattel wirft. Wenn aber die Kameraden des Abends in Kniephof seine Gäste sind, dann merken sie nichts von seiner Melancholie. Dann lernen sie nur den „tollen Bismarck" kennen, den selbst der stärkste Wein nicht zu Boden wirft, der der Wildeste unter ihnen, und der Unermüdlichste ist, der sie früh mit Pistolenschüssen aus ihren Betten treibt, und der sie alle in Erstaunen setzt durch die sprudelnde, glühende Fülle seiner Unterhaltung.

Er politisirt. Unerhört dazumal in Kniephof und viele Meilen im Umkreise. Unter den weinheißen Genossen beginnt er plötzlich den Erstaunen von Preußen Größe und Beruf, von Deutschland Zukunft und Einheit zu erzählen. Die Genossen beschränkten sich meist aufs Zuhören und es ist ihnen dunkel, als ob die Ansichten des Herrn ein Etwas athmeten, das ihnen fremd ist, — eine Freiheit der Anschauung, die sich sonst auf diesen weltentrückten Herrensitzen nicht findet, ein unbarmherziges Aufräumen mit un-

---

Der Erbe von Ladenburg.

Roman von L. Haidheim.

(Nachdruck verboten.)

(12. Fortsetzung.)

Und dabei zeigte Graf Christoph durch eine offene Thür nach der Capelle hinüber, die zwischen den beiden Flügeln des alten Schlosses wie ein später gebautes Nest lag, über und über mit Epheu und allerlei andern Geranke bewachsen, während überall aus dem zum Theil uralten Gemäuer Buschwerk und wilde Blumen ungehindert aufgeschossen waren.

Das graue verwitterte Gestein sah damit aus wie ein lächelndes Greisenantlitz.

Noch nie war Eberhard dieser alte Theil der Ladenburg interessant gewesen; — heute empfand, er, das dieser alte Bau, der die Urväter seines Hauses schon beherbergt, in seiner Art doch beredter zum Herzen der Ladenburg sprach, als der im edelsten Renaissancestil gehaltene Neubau.

Die beiden Herren hatten ihr Frühstück eingenommen, Graf Christoph mit einem ersten Gefühl von Erleichterung. Es war die Freude an der Gesellschaft seines Neffen, dem der Jugendmuth und das warme Herz so hell aus den ehrlichen Augen leuchteten. —

Graf Eberhard freute sich heimlich der aufgeheiterten Mienen seines Onkels.

Nun hatten sie sich erhoben, ihre Cigarren angesteckt. — Graf Christoph rauchte heute zum ersten Mal wieder seit seiner Krankheit, und zum ersten Mal war ihm ein, wenn auch nur momentanes Vergessen gekommen. —

„Ich sollte nur bleiben können, Onkel Christoph, dann wollte ich schon die bösen Geister bannen, die Macht über Dich haben!" sagte Eberhard heiter und mit dem fröhlichen Selbstvertrauen seiner zwanzig Jahre. —

In dieser behaglichen Stimmung traten sie auf den Schloßhof. Der Regenschauer war vorüber, der Sonnenschein brannte auf dem Gemäuer, der Hof selbst aber lag zum größten Theil im Schatten des neuen Schlosses.

Sie kamen eben recht, um zu sehen, daß vor dem Thore ein offenes Wägelchen hielt, mit Koffern und Packen schwer beladen und mit einem kräftigen Schimmel bespannt. Auf dem Vordersitz saß eine hellblonde, junge Frau mit einem Kinde in den Armen, und neben dem Wagen, im Begriff ihr herabzuhelfen, stand der Mann, — dem sie eben das Kindchen reichen wollte.

„Was bekommst Du denn da für Besuch?" fragte Graf Eberhard, mit Interesse nach dem jungen Paare blickend.

Graf Christoph stand ohne zu antworten. Er kannte die Leute offenbar auch nicht und wunderte sich über den Aufzug.

Unterdeß traten der Mann und die Frau — letztere das Kindchen an die Brust drückend, — auf den Hof.

Sie hatten anständige bürgerliche Kleidung an, aber Beide sahen erschreckend blaß und aufgeregt aus, als sie nun auf die Herren zukamen. —

Auf einmal stutzte Graf Eberhard.

„Kielmann?" rief er. „Sind Sie es wirklich?"

„Zu dienen, Ew. Gnaden!" sagte er leise und sich verbeugend. —

„Was ist denn los? Was führt Sie hierher?"

Schon im Tone Graf Eberhard's lag deutlich, er errieth halb und halb.

Unsicher, — in scheuem Zaudern, — stand der Pächter da; er mochte es dem Sohn nicht zu leide thun, offen über den Vater zu klagen.

Die junge Frau aber, die den Grafen Eberhard nicht kannte und deren bebende Lippen und großen, feuchten Augen von dunklem Blau eine ganze Geschichte voll Leid und Thränen redeten, trat einen Schritt vor und antwortete statt ihres Mannes, sich an Graf Christoph wendend: „Er kann es nicht sagen, Erlaucht! — Wir — — wir sind von Lüssenrode und — wir haben Alles verloren, — der Herr Graf hat uns Alles verkaufen lassen. —"

Da sah sie wie ihre Worte auf den jungen Offizier wirkten.

„Kielmann, — das ist unmöglich!" rief der und eine glühende Röthe überflog das offene, junge Gesicht.

„Ich, —" Ja, Ew. Gnaden! — Der Herr Graf bestand auf seinem Recht und meine Gläubiger auch. —"

„Erzählen Sie klarer, was Sie zu sagen haben!" sprach Graf Christoph zum ersten Male.

Seine Stimme klang so gütig, daß die Frau Muth faßte und ihren todtblassen Mann anstieß: „So erzähle doch Carl." —

Statt dessen übermannte diesen seine trostlose Lage. —

Ein mühsam unterdrücktes Aufschluchzen ließ ihn bei Seite treten, Ruhe zu gewinnen.

„Erlaucht wollen Nachsicht haben!" bat nun die blonde, anmuthige Frau: „Mein Mann ist — — er hat seine Zeugnisse bei sich und einen Brief vom Kammerdirektor von Wolf, er ist ein treuer, fleißiger Landwirth und wir übernahmen die Pachtung ganz ausgesogen. Mein Vermögen und was Kielmann hatte, steckt darin — und so erzählte sie wie ihr Gatte um Stundung der Pacht, um eine Nachhülfe vergeblich gebeten. —

An seinem Bärtchen zerrend hatte der Offizier erregt zugehört; Graf Christoph mit der ruhigen Güte, die er gleich anfangs gezeigt. Ein fragender Blick auf seinem Neffen bestimmte diesen zu sagen:

„Es wird sich wohl Alles so verhalten, — ich kenne das! Wir haben eben diese Methode!"

Das klang sehr bitter. —

„Und außerdem kenne ich Herrn Kielmann", fuhr er fort, „er ist der Sohn eines unserer Forstmeister, sein Vater wurde von Wilderern erschossen; ich habe mal ein Pferd von ihm gekauft, — ein sehr gutes. — Das gaben Sie auch wohl aus Geldnoth so billig weg, Mann?"

Der Pächter senkte den Kopf, es war eine verlegene Bestätigung.

brauchbaren, wenn auch ehrwürdigem alten Plunder, einen gewaltigen Willen vor allem, einen schöpferischen Willen zu neuen Bildungen.

Sind sie dann, heiß von den Feuerworten Bismarcks und von seinem Weinen, zu Bette gegangen, dann setzt er sich noch rauchend an den Schreibtisch und schreibt einen Brief, einen Herzensgruß an seine geliebte Schwester, seine „Arnimen" seine „Maldewine". Und schlimme Nachtfröste und hypochonderische Gedanken, das Ideal seiner Sehnsucht und wahre oder eingebildete körperliche Leiden, sehnsuchtsvolle Träume und prosaische Verwünschungen — das und vieles andere drängt sich und purzelt hier übereinander und durcheinander ein getreues Abbild, wie es in ihm aussieht.

So treibt es der „tolle Bismarck". Und auf allen Edelt sitzen weit in der Runde ist sein übler Ruf verbreitet. So treib er es, bis er von dort, wo sein Name am allerschwärzesten angeschrieben ist, sich die Gefährtin des Lebens holt, bis er das häusliche Glück findet, nach dem er sich so gesehnt hat. Da macht er seinen Frieden mit der Welt, da findet er sich selbst. Aus dem „tollen Bismarck", dem ruhelosen, seine Kraft zwecklos vergeudenden, unbefriedigten, ist der reife Mann geworden, der sich und die Welt kennt, seine Lebensanschauung sich selbst gebildet hat, und seine Kraft gesammelt zu verwerthen weiß. Aus jenen tollen Jahren des Sturmes und Dranges geht der fertige Bismarck der Geschichte hervor.

(Fortsetzung folgt.)

An der Klippe.

Novellette von **Joë von Reuß.**

(Nachdruck verboten.)

Rasselnd sank der Anker herab, der Dampfer legte an. Ueber die Schiffbrücke drängten die Passagiere in bunter Reihe, bleich, sturmzerwühlt, rücksichtslos. — Die Ueberfahrt war wieder einmal stürmisch gewesen. Am Strande stehen die gelangweilten Badegäste und bilden die „Lästerallee", welche die Ankommenden zu durchschreiten haben. „Dies Bild hier, es verdiente festgehalten zu werden, mit unsterblichem Pinsel, Lillychen", lacht der junge Maler neben dem Backfisch, dessen Langzöpfe und Flügelkleid merkwürdig mit seiner Ernsthaftigkeit kontrastiren. „Prachtvolle Illustration des sogenannten Reisevergnügens! Lauter geschmücktes Elend! Der Kater ist nicht schlecht, auch ohne Bremer Rathskeller!"

„Aber Herr Helmbold, müssen Sie denn immer spotten?" tadelte die Kleine altklug.

„Ich muß Sie doch mal wieder böse machen! So — famos! Es steht Ihnen ganz allerliebst . . ." Der Sprecher stockt plötzlich und zieht den Hut, tief aber hoch erschrocken, fast starr vor Staunen.

„Kennen — Sie die Dame?" fragt die kleine Professorentochter verwundert.

„Die Dame? Ja, allergings, ein wenig, nein, ziemlich genau," antwortet Martin Helmbold stockend. „Wir waren sogar — sehr intim" . . .

„Wa—as?"

„Verzeihen Sie, Lillychen — ja, so etwas paßt noch nicht für Ihre Ohren — ja, ich weiß! . . . Wahrhaftig, Sie sind ganz roth geworden!"

O, nein, nein!"

„Doch, doch! — Fräulein Ruth Fehling, ich meine die Dame dort; ihr hat die Seekrankheit nichts anhaben können!" redete der Maler im Gehen weiter, während seine Augen der Dame folgten wie einem am Horizonte emporziehenden Sterne.

„Zum Teufel, was rennen Sie denn, Jünger der göttlichen Kunst?" sagte der kleine Professor ärgerlich, indem er das Handgelenk des sechzehnjährigen Töchterchens plötzlich in seinem Arme fühlte. Es war, als ob ihn die Kleine zurückhalten wollte, dem Maler zu folgen. Der Professor aber schüttelte das Hinderniß ab und frug triumphirend: „Habe ich Ihnen schon von meinen neuen Algen erzählt? Großartig!"

„Nein — ich hörte noch nicht!" entgegnete der Maler ziemlich zerstreut, aber dabei die Schritte mäßigend.

„Ganz außerordentlich — weit mehr als ich erwartete! Nicht in der Massenhaftigkeit, sondern in der Verschiedenheit und Unendlichkeit ihrer Formen ist die Natur am größten!" dozirte Professor Hauschild, die Tochter am Arme.

Der Maler aber hörte nicht mehr, der glücklich gefundene Freund war plötzlich vergessen. Die Dame dort, die zwischen zwei Herren einherschritt! sie war das Weib, das die Vorsehung bestimmt hatte, sein Schicksal zu machen! . . . Vor drei Jahren hatte er im Kunstverein ein Bild ausgestellt, das der Neid in einen Winkel gebannt hatte, bis es Ruth Fehlings Künstlerauge entdeckte. Sie rühmte es ihren Bewunderern gegenüber und ließ es ankaufen. Und bald nannten es die Zeitungskritiken eine Perle der Ausstellung. Persönliche Bekanntschaft vermehrte noch das gegenseitige Interesse. Maler Helmbold war Ruths Lehrer und berauschte sich gleichzeitig an ihrer Schönheit und ihrem Talent. Mächtig drängte es ihn zur Aussprache, — Ruth aber verstand sie jederzeit zu vereiteln. Es war so pikant, sich heimlich geliebt zu wissen, noch dazu von einem Künstler, und dabei doch das Ziel vielfacher Wünsche zu bleiben Ein kleines Kapital, das ihm als Erbe einer Pathin zufällt, macht ihn frei, indem es ihm die Mittel gewährt zu einer italienischen Reise. Zurückgekehrt, streift er mit ein paar Münchener Freunden im Vaterlande umher, und gelangt dabei auch nach der verachteten norddeutschen Haide. Die tief innerliche Schönheit von Moor und Haide entgeht den Künstleraugen nicht, — seit vorigem Sommer sind sie in einem unbekannten Haidedorfe gefesselt. Worpswede, mit seinen tief melancholischen Schatten und wunderbaren Lichtreflexen beginnt Mode zu werden, alle Ausstellungen öffnen den neu entdeckten Schätzen bereitwillig ihre Pforten. Vor acht Tage kam er von dort bei einem Ausfluge auf dem Vergnügungsdampfer „Kehre wieder" hierher, — seit dieser Zeit lebt er hauptsächlich in der Familie des Professors und — ist gefeiert! Mit dreißig Jahren fängt man an für die Backfische zu schwärmen, und die kleine Lilly mit ihren Taubenaugen, Langzöpfen, und ihrer pedantischen Ernsthaftigkeit ist wirklich eine Spezialität. Er kann Ruth Fehling ruhig begegnen. Ein Ausweichen auf Helgoland ist auch unmöglich.

Gleich dem ersten Wiedersehen stellt ihm seine ehemalige Schülerin ihren Bräutigam, einen adligen Mecklenburger Gutsbesitzer vor. Die Verlobung erleichterte noch den Verkehr. Die Begegnungen sind hier auch ganz unausbleiblich, sogar Ruths Vater, ein reichgewordener Lederhändler, begrüßt ihn als alten Freund. Man sieht sich auf der einzigen Promenade, frühstückt zusammen im neuen Strandpavillon, und begegnet einander Abends in der Reunion. Dennoch — sieht man sich bald nicht genug! Denn schon der erste Gedankenaustausch zwischen dem Lehrer und seiner ehemaligen Schülerin läßt erkennen, daß das gegenseitige Verständniß noch gewachsen ist. Mit wunderbar künstlerischem Instinkte weiß Ruht Fehling die einzelnen malerischen Motive des großartigen Naturbildes, das sie täglich überblicken, herauszufinden — jeder Tag fügt den Schätzen seines Skizzenbuches neue, gemeinsam entdeckte Kostbarkeiten hinzu. Und Ruth beginnt die Gesellschaft ihres Bräutigams immer unerträglicher zu finden, und der Maler begreift plötzlich nicht mehr, wie ihn Lillychens kindliche Ernsthaftigkeit entzücken konnte. Neu emporlodernde Leidenschaft zieht die Beiden mit Allgewalt zu einander hin . . .

Gegen Sonnenuntergang steht der Maler Helmbold droben auf der Klippe und überblickt zum letzten Male das Meer. Er hat sich zur Abreise entschlossen und bereits an die Kollegen im Haidedorfe geschrieben und sich zurückgemeldet. Schon morgen sitzt er hoffentlich wieder im strohbedeckten Giebelhause von Worpswede, unter den stillen Haidebauern, um die Schätze seines Skizzenbuches auf der Leinwand zu verwerthen. Er selbst beginnt Mode zu werden und die Ausbeute von Helgoland wird seinen Haidelandschaften neue Bewunder zugesellen. Aber er fühlt, das das Beste was er geben kann, er verdankt es ihr! Und unwillkürlich breitet er die Arme aus, wie nach einem Stern! Beide — unerreichbar! . . . Da plötzlich steht sie dennoch vor ihm wie aus dem Boden emporgewachsen. Man sieht einander an, todterschrocken freudestrahlend. In höchster Erregung sinkt Ruth nieder sagt: „Sterben!"

Er fängt sie in seinen Armen auf. Dann nimmt er niederkniend ihre beiden Hände und bedeckt damit sein Angesicht. „Die Trennung — wie soll ich sie überstehen?"

„Trennung? Wieder Trennung? Unmöglich! Da darfst mich nicht wieder verlassen! Gieb ihn auf, den Kampf — er lähmt!" Und er fühlt mit einem Male, daß sie Recht behalten könne. Der Verkehr mit den Kollegen kann ihm nimmermehr die Anregung ersetzen, die er Ruth verdankt.

„Du darfst mich nicht verlassen", redet sie weiter. „Laß mich nicht verschmachten. Das Band, das ich brechen werde, ist nur locker gewoben. Mein Verlobter wird leicht eine Andere finden, die ihn besser liebt, als ich. Rette mich!"

„Ruth, mein Himmel, mein Alles!" rief der Maler hingerissen und wollte ihr zu Füßen stürzen, als plötzlich von der andern Seite Jemand an Ruth herantrat. Es war der Professor.

„Man sucht Sie, Gnädigste", sagte der Professor, den verwitterten Strandhut lüftend, der ihm wie ein richtiger Südwester im Nacken saß. „Man sucht Sie wie eine Stecknadel — Ihr Papa und Ihr Verlobter. Das einzige Kartoffelfeld hier oben — es ist wohl — sehr — interessant?"

Ruth ward todtenblaß, machte eine unmuthige Schulterbewegung und warf dem kleinen Professor einen Blick zu, haßerfüllt, todtbringend. Dieser fuhr fort: „Sie werden im Strandpavillon erwartet, Gnädigste! Oder darf ich Sie nach der Lästerallee begleiten? Hochdeutsch und plattdeutsch, englich, französisch, die richtige babylonische Sprachenverwirrung dort — die Berliner Zunge bleibt natürlich die leistungsfähigste", setzte er malitiös hinzu. . . . „Wissen Sie, Jünger der göttlichen Kunst, daß Helgoland im Mittelalter ein willkommener Schlupfwinkel für die Seeräuber war? Zum Henker, was starren Sie denn in die Luft?"

Der Maler zwang sich zur Sammlung, nachdem er Ruth's blaues Sommerkleid unter sich verschwinden sah. Zornerfüllt, voll Aerger hatte sie das Feld geräumt und sich ihren Angehörigen zugewandt. Der Professor hatte niemals ihre Gunst besessen, jetzt loderte ihr Herz in Haß . . . Der Maler hatte augenscheinlich die Absicht, die Begegnung in den Augen des Professors die Bedeutung zu nehmen und begann eine Unterhaltung, anfangs gezwungen, später durch Leutseligkeit und Humor des Professors natürlicher. Der Entschluß seiner Abreise schien den Professor zu freuen.

„Das Felseneiland hier, ist es nicht ein Altar, den sich die Gottheit selbst erbaute, nach der Schöpfung?" fragt der Maler mit einem letzten Blick von oben herab. Dann folgt er dem herabsteigenden Freunde, um ihn zu seiner Familie zu begleiten, der er Lebewohl sagen will. Unten ist die Absicht schnell wieder vergessen! Am Strande steht Ruth mit ihrem Bräutigam, daneben ein alter Helgoländer. Anscheinend verhandeln sie über eine abendliche Bootfahrt. Fast allabendlich läßt sich Ruth hinausrudern. Aber der Alte schüttelt trotz seines heimatlichen Phlegmas heute energisch den Kopf und scheint zu widerrathen . . . Unwillkürlich ist Maler Helmbold bis auf die Hörweite herangetreten, mit Allgewalt zieht es ihn zu Ruth. Bewundernd und schönheitsdurstig sieht er die edlen Linien ihres seitwärts gewendeten Antlitzes gegen den dunkelgefärbten Himmel sich abzeichnen, ihr Haar im Winde flattern. Sie ist todtenblaß und anscheinend zornig über den unerschütterlichen abweisenden Gleichmuth des alten Schiffers.

„Warte, Süßing, bis wir in Schlemmin sind — miteinander", beruhigt sie Herr von Horsten. „Der Rudersport, Du weißt es, ist meine Leidenschaft — täglich werde ich Dich auf den See hinausrudern!"

„Fehlt Dir der Muth?" höhnt Ruth. „Laß uns jetzt hinaus — ich ersticke!"

„An meiner Kourage, nein, daran darfst Du nicht zweifen?" wehrte Herr von Horsten ab. „Ich werde Dich selbst hinausrudern! Wozu ist man Mitglied des Ruderklubs?" . . . Die Aussicht, mit Ruth allein im Kahn zu sein, war verführerisch. Schnell ist das Boot bereit, Ruth steigt ein und duldet es, daß Herr von Horsten ihr glückselig das Plaid über ihre Knie breitet. Dann lenkt er geschickt auf See hinaus, ebenso wie der alte tabackkauende Helgoländer, der vermuthlich heim an's Herdfeuer getrottet ist.

Der Maler wendet sich nach dem Strandpavillon, um den alten Freunden Lebewohl zu sagen. Als Lilly von seiner Absicht, die Insel zu verlassen, hört, beginnt ihr Auge feucht zu schimmern, aber das Lächeln des Mundes straft es Lügen. Trotz der heimlichen Thräne scheint sie sein Weggehen zu freuen. Maler Helmbold verspricht ihr auch ein paar Haideskizzen zu schicken, vielleicht das Bild einer uralten, malerisch verwitterten Kiefer, oder Claus, den strumpfstrickenden Haidschnuckenschäfer. Der Abschied ist wie ein innerliches Wiederfinden.

„Als Gegengeschenk werden Sie meine „species algarum" erhalten!" sagte der Prossessor großmüthig, „der Druck ist bald vollendet. Merk's auf, Lillychen, im Notizbuche!"

„Unnöthig, Papa, ich vergesse es ganz gewiß nicht! Was ist Ihnen, Herr Helmbold?" frug sie erblassend, als sie die Augen des Malers starr auf's Meer hinausgerichtet sah, wie geistesabwesend.

Der Maler hörte nicht. All sein Denken und Empfinden richtete sich auf einen Punkt, das zurückkehrende Boot, das mit plötzlichem schweren Seegang kämpfte, den eine unruhige Möwenschaar längst verkündet hatte. Eine Minute später stand er schon unten am Strande, neben dem tabackkauenden Jan, der plötzlich das Phlegma seines friesischen Stammes abgeschüttelt hatte, und sein Boot klar macht. Schon steht der Maler drinnen und bemerkt es nicht einmal, daß ihrer drei geworden sind, durch die Theilnahme des Professors.

„Vorwärts"! kommandirt Maler Helmbold. Ringsum brandet und wogt es wirbelziehend, zischend lösen sich die meterhoch gehenden Wellen in weißen flockigen Schaum. Da, plötzlich, sträubt sich das Haar des Malers, weil das Schreckliche geschieht: das Boot drüben ist gekentert!

„Rette mich!" klingt es von Ruths Munde in die Ohren des Malers, wie vorhin. Nein, er weiß, daß es Täuschung ist! . . . Dennoch treibt es ihn noch eiliger vorwärts — das umgestürzte Boot treibt jetzt, kaum fünfzehn Schritt entfernt, vor den Rettern auf den Wellen und angeklammert an seine Flanken hängen die Unglücklichen. Die Kraft des starken Mannes wird ausreichen — Ruths Kraft scheint erschöpft. Sie sinkt unter!

„Ruth, ich komme!" —

Eime volle Woche ist vergangen seit dem Unglücksfalle. Innerhalb der Hochsaison mit ihren rasch wechselnden Bildern ist derselbe bereits in der Erinnerung zurückgetreten, zumal Ruths Vater und deren Verlobter schon andern Tags abgereist sind, mit der Leiche der Unglücklichen. Der Bräutigam hat sich als Gunst erbeten, die Leiche der Heißgeliebten bei sich im Schlemmin in die Erde betten zu dürfen . . . Auch der Maler sitzt wieder vor seiner Staffelei im Haidedorfe. Das Fieber, das ihn wie mit eisernen Klammern gepackt hatte, nachdem dem alten Jahn seine Rettung aus den Wellen gelungen war, ist überwunden — Einsamkeit, Ruhe und Arbeit sollen ihn nun vollends gesunden lassen. So wollten es die auf der Insel zurückgelassenen Freunde. Der Vorwurf, an dem er arbeitet, zeigt Peter, den Haidschnuckenschäfer, der von einem Hünengrabe herab sein Reich, die rothschillernde Haide überblickt. Das Bild ist für die kleine Lilly bestimmt — auf das Gegengeschenk die „species algarum" des Professors möchte er gern verzichten, in der Hoffnung, eines spätern, bessern Lohnes! . . . Die herrliche Ausbeute von Helgoland, er mag sie nicht ansehen jetzt — dort ruht sie im rotheingebundenen Skizzenbuche: Sie ist wie ein blutbefleckter Schatz. . . . „Aber die Klippe ist umschifft!"

Vermischtes.

Der Vesuv in Thätigkeit. Obwohl die Nachrichten des vesuvischen Observatoriums die Bewohner der benachbarten Kommunen beruhigen, ist es doch sehr auffallend, daß die Krater, die sich am 3 Juli 1895 geöffnet haben, sich wieder mit flüssigen Feuermassen füllen und sich seit einigen Tagen gewaltige Lavaströme in der Richtung der sogenannten Versana ergießen, deren obere Schicht vollständig überzogen ist. Inzwischen ist festgestellt worden, daß sich der Dynamismus des Hauptkraters in aufsteigender Phase befindet. Es finden sehr häufige Auswürfe von Schlacken und Basalten statt und nicht selten ergießt sich der ebenso lästige, wie schadenbringende Aschenregen. Das Schauspiel, das man jeden Abend aus der Ferne bewundern kann, ist großartig. Die flüssigen, roth erglühenden Massen strömen seit einigen Tagen breit hernieder.

Dann sagte er gefaßter als vorhin: „Ich hätte mit der Zeit das Gut in die Höhe gebracht und meine Kosten zurückgewonnen, — aber — Zeit und Betriebskapital — !"

„Und zu mir kommen Sie gleich mit Sack und Pack? — Ich soll helfen? Ja, aber wenn ich nur gleich wüßte, wie?" sprach der Majoratsherr.

Kielmann seufzte: „Ich bitte Ew. Erlaucht unterthänigst darum! Ew. Erlaucht helfen so Vielen! Willst es auch wagen, dachte ich. Und wenn es nicht glücken sollte — dort — in Lüssenrode konnten wir nicht bleiben! — dann muß ich die Frau und das Kind zu ihrem alten Vater bringen."

„Wer ist das?" fragte Graf Christoph offenbar weniger aus Neugier, als um Zeit zum Nachdenken zu finden.

„Der Pastor Nehring in Hortelsdorf." —

„Nehring? Er ist doch nicht jener Nehring —?"

„Ew. Erlaucht erster Gouverneur! Ja!" — sagte mit einem beglückten, hoffnungsvollen Lächeln, das sie reizend kleidete, die junge Frau.

„Mein alter, lieber Nehring? Der beste Lehrer, den ich hatte —! Und dessen Tochter sind Sie, werthe Frau?"

„Ja, — Erlaucht! Und mein Vater hat oft von der Ladenburg erzählt und von Ew. Erlaucht und —"

„Daß ich ein undankbarer Gesell sei! Nicht wahr?"

„O, nein!" lächelte Lisa Kielmann.

„Sie bleiben hier! Ich werde mir überlegen, als was Wenn Sie mit der Feder tüchtig sind, Kielmann —?"

„Ich hoffe, damit könnte ich Ew. Erlaucht zufrieden stellen!" rief dieser.

„Nun — das ist gut; — da habe ich einstweilen Beschäftigung genug für Sie. Später wird wohl mal eine der Domainen frei; einstweilen bleiben Sie hier oben! Aber mit der Wohnung, — da wird es freilich hapern. —"

Der Schloßherr blickte ein wenig rathlos umher. —

Da fiel sein Auge auf die Parkmauer, über die ein graues bemoostes Dach ragte.

„Ob das Häuschen der alten Dorthing wohl noch bewohnbar ist?" rief er. Frau von Dorthing war eine Freundin seiner verstorbenen Mutter gewesen.

Der vorübergehende Gärtner wurde angerufen.

„Ja, — das möchte wohl sein; — ein wenig modrig würde es wohl darin riechen, aber der heiße Sonnenschein wäre das beste Mittel dagegen und die Möbel und aller Hausrath wären ja noch darin."

Eine Stunde später standen Kielmann und seine Frau Lise in dem alten Häuschen allein; — das Kind lag schlafend mit sammt seinem Wagenkissen in einer Ecke des gelbseidenen Sopha's und Mann und Frau küßten und umarmten sich in tiefster Erschütterung. —

Gerettet! Sie waren gerettet!

Kielmann konnte seiner Aufregung lange nicht so schnell Herr werden, wie seine junge Frau, die bald darauf schon das ganze Haus durchstöberte und immer wieder jubelnd nach ihrem Manne lief, ihm zu zeigen, wie fein und schön, wenn auch altmodisch das Häuschen eingerichtet sei.

Aber dann wurden sie unterbrochen.

Eine neugierig blickende dicke Fünfzigerin kam, begleitet von einer mit Körben beladenen Magd.

Der Graf lies Frau Lisa's Speisekammer und Vorrathsschränke füllen.

„Ja, — ich weiß schon, Sie sind die Tochter seines liebsten Lehrers!" sagte die Retlich, die Haushälterin, und Lisa war so schlau, sofort zu ahnen, wie man sich diese wichtige Person wohlgesinnt machte.

Sie führte Frau Retlich ins Zimmer, zeigte ihr den schlafenden Berni, der eigentlich Bernhard hieß und erzählte ihr offen, welche Schicksale sie auf die Ladenburg geführt.

Von der Zeit an war Frau Retlich Lisa's ergebene Freundin.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Carl Frark, Thorn.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck in Thorn.